Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 45 (1962)
Heft: 1

Artikel: Lord Byron und die Religion
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-411090

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der eiserne Griff

I. Wiederholt haben wir hier auf die weltanschaulichen Auseinandersetzungen in der deutschen Ostzone aufmerksam gemacht; und bereits haben wir einmal an den berühmten Geschichtsphilosophen Jakob Burckhardt erinnert, der in seinen bekannten «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» die Auffassung vertritt, daß im Kampf zwischen Staat und Kirche der Staat immer dann zu seinem Siege kommt, wenn er konsequent und unnachgiebig an seiner Ueberzeugung festzuhalten vermag.

Die kirchlichen Berichte aus West- und Ostdeutschland über diesen Kampf verfolgen wir mit starkem Interesse, und mit Anerkennung stellen wir fest, daß die meisten dieser Berichte der Härte des tatsächlichen Geschehens ins Auge sehen und die gefährliche Bedrohung der Kirche und des Glaubens offen zugeben. Die Versuchung läge ja nahe, im Vertrauen auf die absolute Ueberlegenheit der göttlichen Allmacht über alle irdisch-menschlichen Machtgebilde diese Gefahr zu leugnen und sich zuversichtlich dem Machtschutz Gottes anzuvertrauen. Die christliche Spruchweisheit und viele Liedertexte mit ihren oft bombastischen Verherrlichungen der göttlichen Allmacht könnten zu solch christlich-illusionärer Zuversicht in den sicheren Endsieg Gottes sehr wohl verleiten. Die realen Tatsachen sprechen aber eine ganz andere, sie sprechen eine harte und eindringliche Sprache und erlauben es nicht, über die Gefahren gottgläubig und gutgläubig sich hinwegzutäuschen. Es ist tatsächlich ein eiserner Griff, mit dem der Staat in der Ostzone, trotz eigenen schweren Bedrohungen auf anderen Gebieten, die Kirche umfaßt und würgt. Unter diesem Griff leiden am stärksten natürlich die Vertreter des Pfarrstandes. Es ist menschlich zu verstehen, wenn sie am Verpflichtungsgehalt ihres Berufes langsam unsicher werden. Wie viele dieser Geistlichen quälen sich in bangen einsamen Stunden ab mit den Fragen: Soll ich fliehen? Soll ich meinem Beruf untreu werden und anderswo eine andere Arbeit, einen anderen Lebensunterhalt suchen?

II. Ein Aufsatz von Generalsuperintendent Günter Jacob (Cottbus in der DDR) in Nr. 11/1961 des «Deutschen Pfarrerblattes» spricht voller Besorgnis von der äußern und vor allem inneren Notlage solcher Pfarrer; aus guter Sachkenntnis heraus gibt er aufrichtige und illusionsfreie Einblicke in ihre Kämpfe und Unsicherheiten. Wir lesen da folgende Sätze: «Pfarrer, die im Grund fixiert bleiben am volkskirchlichen Modell der Vergangenheit, sehen mit Bestürzung nur noch Schrumpfung, Verfall und Zusammenbruch. Sie projizieren diese Entwicklung in die nahe und ferne Zukunft. Sie werden dann in ihrer Einsamkeit und oft ohne einen tragenden Mitarbeiter- und Betreuerkreis überwältigt von Pessimismus und Defaitismus. Sie fragen sich in der Stunde der Schwermut, ob denn überhaupt noch Gemeinde da ist, der man dienen kann ... ob der Pfarrer nicht sehr bald in solchem Raum arbeitslos wird. Sie werden von Resignation und Bitterkeit zerfressen ... Sie vermögen nicht mehr aus der österlichen Gewißheit vom Sieg des Auferstandenen zu leben und zu arbeiten. Sie halten seelisch die Rolle von Konkursverwaltern nicht mehr aus. Sie brechen in der tiefen Vereinsamung psychisch zusammen ... Sie tun ohne Freude und ohne Hoffnung noch ihren Dienst. In solcher Haltung muß man wohl an eine Grenze kommen und eines Tages fliehen im Akt der inneren Verzweiflung ... Die Flucht eines Pfarrers, der nach einsamen Monologen den einsamen Entschluß gefaßt und verwirklicht hat, offenbart einen abgründigen geistlichen Notstand in ihm. Er weiß offenbar nicht mehr, was es heißt, ein Diener Jesu Christi in der Kreuzesnachfolge zu sein. Er glaubt offenbar nicht mehr an die Wirklichkeit des auferstandenen Christus ... Er sieht offenbar im Heiligen Geist nicht mehr die Macht zur täglichen Erneuerung ... Als ein so Angefochtener, der den Grund des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung jetzt unter den Füßen verloren hat, kann er nicht mehr in innerer Wahrhaftigkeit und Vollmacht ein Zeuge Jesu Christi sein. ... Es gibt Grenzen der Belastung. Es ist sinnlos, solche Grenzen ignorieren zu wollen. Hält man solche Pfarrer trotzdem ... fest, so werden sie wahrscheinlich vollends in eine innere Emigration hineingestoßen. Diese mit Gewalt festgehaltenen inneren Emigranten werden die Gemeinden mit ihrem freudlosen Dienst nur verwüsten ...»

III. Aus diesen Sätzen des protestantischen Herrn Generalsuperintendenten spricht nicht mehr viel Zuversicht in den absolut sicheren Endsieg seines allmächtigen Gottes. Aus ihnen spricht die Trauer, der Schmerz, die Resignation; sie alle zeugen von der real-irdischen Ueberlegenheit einer gottfremden Macht über die Macht des Christengottes. Gewiß ruft in den stillen Stunden des nächtlichen Ringens der eine oder andere dieser Pfarrherren wie Christus am Kreuz: «Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?» Es ist aber auch menschlich und menschlich verständlich, wenn er mit seinen Zweifeln noch etwas weiter unten ansetzt und seine Fragen so stellt: «Wäre es nicht heute für unseren allmächtigen Gott alsgemach an der Zeit und an der Stunde, seine Allmacht zu demonstrieren und die Staatsmacht seiner gottlosen Feinde zu zerschlagen? Wenn er sich jetzt in der höchsten Not nicht zeigt und nicht hilft — wie steht es denn mit dieser Allmacht des Schöpfers über Himmel und Erde, über Menschen und Menschengeschichte, über Staat und andere Menschenmächte? Stehe ich da als Pfarrer wirklich im Dienst eines allmächtigen Gottes oder jage ich nur hinter einer Illusion, hinter einem Phantom her?»

Omikron

Lord Byron und die Religion

Der englische Dichter Lord Byron machte auf seinem Weg nach Griechenland (1823), wo er sich am Freiheitskampf gegen die Türken beteiligte, auf der Insel Cephalonia halt. Der dortige englische Militärarzt, Dr. James Kennedy, zeichnete seine Gespräche mit dem Dichter auf. Für uns von besonderem Interesse sind die Diskussionen über religiöse Fragen.

Dr. Kennedy war gleich von Anfang an überrascht über die guten Bibelkenntnisse Byrons — einmal zog der Dichter sogar eine Bibel aus der Tasche und half dem Arzt eine bestimmte Stelle suchen —, denn alle Welt betrachtete ihn als einen Rebellen gegen Gott und Menschen. Auf die erstaunte Frage Dr. Kennedys meinte er: «Wissen Sie, ich werde als eine Art schwarzes Schaf angesehen, aber ich bin nicht so schwarz wie die Welt glaubt und auch nicht schlimmer als andere.» Dem Arzt kam es vor, als ob Byron ein demütiger Wahrheitssucher wäre, ein Mensch, der gerne glauben möchte, aber durch ehrliche Zweifel gegenüber dem Wahrheitsgehalt der Bibel und der Güte Gottes abgeschreckt werde. Ihn beschäftigten die Leiden all der vielen, die keine Schuld auf sich geladen oder es einfach nicht besser gewußt hatten. Die Beispiele religiöser Heuchelei und Aberglaubens, die er auf seinen Reisen in Frankreich und Italien kennengelernt hatte, nahmen ihn gegen die Kirchen ein. Der Glaube an die Absolution der Sünden erschien ihm lächerlich. Er konnte auch nicht die Notwendigkeit eines Erlösers und den Nutzen des Gebetes einsehen: wahre Frömmigkeit komme von Herzen. Als Byron von den Wundern des Lebens sprach, zeigte er sich dankbar, daß er sie habe erleben dürfen. Doch Dr. Kennedy vermerkt tadelnd in sein Tagebuch: «Dankbarkeit ist nicht genug.»

Von Shelley, dem revolutionären Dichter und Freidenker, dessen tragischer Tod im Tyrrhenischen Meer damals nur wenig zurücklag, sprach Byron wie von einem seiner nächsten Freunde. Insbesondere hätte er an ihm seine optimistische Auffassung von der menschlichen Natur geschätzt.

Byron beklagte sich fast darüber, daß seine Leser — oft ganz zu Unrecht — ihm die Eigenschaft zuschrieben, die er seinen dichterischen Gestalten verliehen habe. Zum Beispiel diejenigen Kains, der traditionsgemäß ein Mörder und Gotteslästerer sei. Im «Don Juan» habe er lediglich den Schleier von den geheimen Lastern der Gesellschaft gezogen, das hätten ihm all diejenigen, die sich getroffen fühlten, nicht verziehen.

Dr. Kennedy versuchte den «Ungläubigen», dessen gelegentliche Zynismen ihn entsetzten, zu bekehren. Was der Dichter selber von diesen Versuchen dachte, zeigt eine seiner Briefstellen aus derselben Zeit. Er nennt den Arzt «einen exzentrischen Herrn, der ein sehr guter Calvinist ist und findet, ich sei so fast gar Christ, daß er mich wirklich zu einem solchen machen möchte ... Ich glaube, ich werde mich bekehren». Leider bleibt die Frage offen, ob Byron sich über den Bekehrungseifer lustig machte, oder ob dieser Satz einen wirklichen Wunsch zum Ausdruck bringt. Denn wenige Monate danach starb Lord Byron im griechischen Freiheitskampf.

Aus «The Humanist» Nov. 61

Die falsche Alternative

Auf die falsche Alternative im Raum der großen Weltpolitik haben wir wiederholt schon aufmerksam gemacht. In diesem Raum lautet sie: «Entweder marxistisch-atheistischer Osten oder christlicher Westen! Eine andere Lösung gibt es nicht!» Wir wissen auch, daß die Folgen dieser Alternative gerade für den Westen verhängnisvoll sein können; denn nur im Anspruch der Kirchen ist der Westen christlich, in Tat und Wahrheit ist er es eben nicht. Doch geht es uns heute und hier nicht um diesen Fall von falscher Alternative in der großen Politik, sondern um die Auswirkung einer falschen Alternative im Bereich der Erziehung und Pädagogik.

In ihrer Sonderbeilage über das Erziehungswesen in der Schweiz vom 24. 8. 61 geben die «Basler Nachrichten» das Wort einem Einsender A. St. (= Dr. Alfred Stückelberger, Rektor der Freien evangelischen Schule in Basel?) zu einem Aufsatz: «Zur pädagogischen Lage der Gegenwart». Das ist flott und lebendig geschrieben; aber auch inhaltlich können wir, aus eigener eingehender Erfahrung mit der heutigen Jugend, das meiste unterschreiben. Gerne bestätigen wir des Verfassers Hauptthese: Die heutige Jugend bekommt und nimmt alles voraus: das Motorrad, den Kinobesuch, die Auslandsreise, die Erotik und die Pubertät und auch die eigenartige Selbstsicherheit, mit der sie sich die Lehren und Mahnungen der Erwachsenen vom Leibe hält. Eine Pädagogik, die dieser großen Vorausnahme nicht Rechnung zu tragen vermag, scheitert; sie ist Pädagogik «der Narren von gestern». Was aber diese frühreife Jugend auf der einen Seite gewinnt, das verliert sie sicher auf der anderen Seite, nämlich so große erzieherische Werte wie Ehrfurcht, Liebe und Glaube, Ordnung und Gehorsam, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit und Treue in der Erfüllung großer und auch kleiner Pflichten. In diesem Zusammenhang arbeitet der gut christliche A. St. folgende Alternative heraus:

Nur diese oben genannten sittlichen Werte geben einem Menschenleben Sinn und Halt. «Entweder liegt dieser Sinn des Menschen in ihm selbst oder in einer außer ihm lebenden Macht. Wir Christen aber glauben, daß diese Macht allein Gott ist. So liegt also der Sinn des Menschen im Menschen oder in Gott. Entweder drehen wir uns in unserem erzieherischen Walten um uns selbst, oder wir richten uns nach Gott.»

Wir bringen die Alternative des gut christlichen Einsenders auf eine einfache Formel, und die lautet: Alle die genannten sittlichen Werte sind gebunden an den Gott der Christen, niemals aber an den Menschen. Wo kein Gottesglaube, da gibt es auch keine Ehrfurcht, keine Treue und keine Liebe, keine Ordnung und keine Pünktlichkeit; mit diesen sittlichen Werten geht uns auch die uns anvertraute Jugend verloren. Darum — entweder Glaube an den christlichen Gott oder Verlust der wertvollsten sittlichen Güter im schrankenlosen menschlichen Subjektivismus und Egoismus.

Es ist ein uraltes Lied, das uns da wieder einmal vorgesungen wird. Dieses Lied tönt falsch, denn schon sein Text ist von Grund aus falsch. Ein Blick in die Geschichte des Christentums, der Kirchen, ein Blick rings in die gegenwärtige Realität hinein überzeugt uns von der Haltlosigkeit, von der sachlichen Unhaltbarkeit, von der Verkehrtheit dieser Alternative. Wir wissen: Alle diese hohen sittlichen Werte sind nicht Schöpfungen und nicht Gaben des Christengottes, sie sind, wie die Gottesbilder ja auch, Schöpfungen des Menschen, und gerade nicht Schöpfungen des größenwahnsinnigen Menschen, sondern des Menschen, der bescheiden sich in die Realität und in das Zusammenleben der Menschen einordnet. Gewiß hat der Mensch nicht immer die Kraft, diese von ihm geschaffenen Werte auch zu realisieren; er anerkennt sie aber doch als verpflichtende Ideale und hohe sittliche Werte. Diese Werte sind beim vorchristlichen wie heute beim außerchristlichen Menschen ebenso gut aufgehoben wie beim gläubigen Christen. Ehrfurcht? Ehrfurcht vor dem Gott der Christen? Auch wir kennen und schätzen die Ehrfurcht, aber als Ehrfurcht vor der Unendlichkeit und Tiefe der Realität; als Ehrfurcht nicht vor dem vermenschlichten Gott der Christen, sondern vor der unerschrockenen Menschenwahrheit über dieses Gottesgebilde.

Wir bitten A. St. zu bedenken: Dadurch, daß wir diese Werte so eng und unlösbar an den Christengott binden, retten wir sie nicht; im Gegenteil, wir gefährden sie aufs äußerste dadurch, daß wir sie an das Phantom eines Gottesbildes binden, von dem die Kirchen selbst immer wieder Zeugnis ablegen, daß sie rein nichts über dieses Phantom wissen können. Wir retten diese Werte, indem wir sie so eng wie möglich an die Realität des Menschen und des menschlich-sozialen Zusammenlebens binden, dagegen vom Jenseitsgott so weit wie möglich ablösen.

Für den apologetischen Hausgebrauch der Kirchen mag die falsche Alternative unseres Einsenders A. St. ihren bescheidenen Kurswert haben; aber außerhalb des Glaubensgehäuses und außerhalb der Kirchen hat sie ihren an sich schon geringen Kurswert heute vollständig verloren. Omikron

Die Frau im evangelischen Pfarrdienst

Beide Kirchen geraten — neben anderen Nöten — immer tiefer in die eine große Not: es fehlt an Arbeitern im Weinberg des Herrn! Es fehlt am pfarrherrlichen Nachwuchs! Unter den Abhilfsmitteln in der protestantischen Kirche sind es besonders zwei, die uns interessieren: Die Ausbildung der Spät-Berufenen, der Nicht-Akademiker, und die Zulassung der Frau zum Pfarramt. Zu diesem letzteren Notbehelf ein paar wenige Worte:

Der Kanton, der am meisten Mühe hat, alle seine oft abgelegenen und oft auch verarmten Gemeinden mit tüchtigen Geistlichen zu versehen, ist wohl Graubünden. Im «Freien Rätier», Nr. 156, setzt sich darum Pfarrer J. Michael von Samedan energisch für die Frau im Pfarramt ein. Er widerlegt vor allem zwei hier oft erhobene Einwände: 1. Durch die Zulassung der Frau